

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 52

Artikel: Abends Gäste

Autor: Birnstiel, J.G.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 52 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern.

Bern, den 31. Dezember 1921

Des Türmers Licht.

Von Ernst Oser.

hochher vom Turme blinkt des Wächters Licht,
Das seinen Glanz um Kreuz und Blume flieht
Der edlen Gotik, die des Meisters Hand
Gefügt zum Zeichen über Stadt und Land. —
Schwül liegt die Nacht, ein Wetter zieht daher —
Doch hell vom Turm, wie eine treue Wehr,
Die Leuchte kündet: herr, bewahr' die Stadt!
Vor Wasserflut n und vor Feuernot,
Vor eines großen Sterbens Aufgebot. —

Und trinkt der Silbermond im Strom sich fett
In lauen Nächten zu des Sommers Zeit,
Dann strahlt das Licht in milder Freundlichkeit,
Als brache eine Liebe draus hervor
Und ginge werbend um von Tür zu Tor:

hört ihr's dort unten, in den lauten Gassen,
Laßt euern Groll, begrabt das alte Hassan,
hebt euern Blick und sucht den guten Stern,
Dem Türmer dankt und lobet Gott den Herrn!

So kehrt der Monde Lauf zur neuen Wende.
Kalt liegt die Nacht; ein Jahr naht seinem Ende.
Gar bald verklingt sein letzter Goldenschlag,
Der Morgen glänzt, das Licht erlöscht im Tag.
Wach' auf, mein Bern, ein junges Jahr bricht an,
Gut sei dein Werk, und froh sei es getan!
Wenn ihren Sorgenfittich senkt die Nacht,
Treue dein Türmer hält sein Licht entfacht.
Durch Nacht und Sturm die Leuchte halte rein,
Dann zieht dein Morgen als ein Sieger ein!

Abends Gäste.

Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

„Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, das sei unser Lösungswort.“ So hat Goethe ge- redet. Und der Leser denkt jetzt vielleicht: „Der hatte gut reden. Die Huld eines fürstlichen Gönners genießend, war er ein völlig unabhängiger Mann, der wohl, wie er einmal gesagt hat, im Leben wunder selten eines vollen inneren Wohlseins sich erfreute, aber doch die Sorge ums tägliche Brot nicht kannte. Ja, der konnte sich's erlauben, Gäste zu haben nach Tages Arbeit und frohe Feste zu feiern nach sauren Wochen.“

Einverständnis, lieber Leser! Vergiß aber nicht: Goethe hielt es nicht für eine besondere Tugend oder Tat, wenn er nach Tages Arbeit Gäste zu sich lud, er meinte nur, solches sei eine Wohltat für jeden Menschen, wer immer er auch sei, reich oder arm. Und da pflichte ich ihm bei.

Ih sah, daß im Dörlein unterm hohen Hamm so- gar Leutchen, die ihr Brot unendlich viel schwerer verdienten als der am Hof zu Weimar lebende Dichter, dann und wann einmal einen Abendgast hatten. Ih hörte, daß es bei den Appenzellern, unter denen ich jetzt wohnte, Sitte

sei, „öppé zuer Obere z'goh,“ d. h. einander in freundlichen Abendstunden zu besuchen. Sogar die Kleinen übten den Brauch. An warmen Sommerabenden saßen da und dort Nachbarskinder brüderlich beieinander auf der Holzbank vor dem Haus, neben der Schterbngi und unter den Nägeli stöcken, die mit dem Rosmarin um die Wette dufteten, und es wurde einem bis ins Innerste hinein wohl, wenn sie zwei- und dreistimmig, natürlich ohne Buch und Noten, ein Schäublinlied nach dem andern zum Besten gaben und in lange gezogenen Tönen, mit andachtsvoller Streifung der Endsilben, immer wieder ihr Lieblingslied sangen:

Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du bist so erquickend, so labend,
Drum sei mir recht herzlich begrüßt.

In deiner erfreulichen Kühle
Bergfst man die Leiden der Zeit,
Bergfst man des Mittages Schwüle
Und ist nur zu danken bereit.

Willkommen o Abend voll Milde,
Du schenfst dem Ermüdeten Ruh,
Bergfst uns in Edens Gefilde
Und lächelst uns Seligkeit zu.

Ich lebte also in einer Gegend, wo es zum guten Ton gehörte, auch für Freund und Nachbar eine offene Tür zu haben. Das freute mich. Schon mein Vater hatte viel auf Pflege von Gastfreundschaft gegeben, und jedes Jahr einmal den Pfarrer und die Lehrer des Dorfes, sowie zu öfteren Malen den familienlosen Dorfmusikus, einen gesprächigen Tschechen, einzuladen, war ihm als Ehrenpflicht erschienen. Mir lag die Erfüllung einer solchen Pflicht noch näher, denn im abgelegenen Bergdörflein war das Verlangen nach Menschen noch größer als drunter im offenen Land. Und dann war ich doch Pfarrer, also ein Mann, dem es wohl anstand, kein Eremitenleben zu führen und zu bedenken, daß schon der Apostel Paulus in einem Körblein voll christlicher Ermahnungen gleichsam noch ein Blumensträuschen oben aufgelegt hat durch Beifügung der Ermahnung: „Herberget gern!“ (Röm. 12, 13.) und daß auch der Schreiber des Hebräerbrieves nicht weniger freundlich in die Welt geblickt hat, denn von ihm stammt das Wort: „Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn durch dasselbe haben ethliche, ohne es zu wissen, Engel beherberget.“

Erzählen mir nun auch meine, aus einem Zeitraum von bald vierzig Jahren hergeholtene Erinnerungen, nichts von eigentlichen Engeln, die bei mir zu Gäste gewesen wären, sondern von echt menschlichen, ja teilweise recht robusten Menschen, von Männern und Frauen mit fröhlichen und ernsten Augen, roten Wangen und bleichen Gesichtern, rauhen und feinen Stimmen, harten und zarten Händen, so will mir doch nachträglich sein, als ob auch ein wenig Himmelsduft und Lust mit einzelnen von ihnen ein- und ausgegangen sei. Ja, auf den Bildern einiger Leurer, die längst nicht mehr sind, liegt für mein inneres Auge etwas von jenem Morgenglanz der Ewigkeit, der auf herrlichen Gemälden das Gewand der Engel ist.

In einem ans Pfarrhaus anstoßenden, kleinen und für dortige Verhältnisse fast ein bisschen herrschaftlich ausschenden Häuschen wohnte eine, an der Schwelle des Alters stehende, immer in Schwarz gekleidete Frau, die gute Nachbarschaft mit uns hielt, uns zu sich lud und dann und wann zu Gäste kam. Sie war einer der Menschen, denen man, weil ihr liebreiches Gemüt sozusagen ihre ganze Erscheinung durchleuchtet, den Ehrennamen gibt: „E treui Seel.“

Wie manche Abendstunde ist sie mit uns am Tisch gesessen. Im Lauf weniger Jahre hat sie den Gatten und blühende Töchter verloren. Und nun hütete sie fast mit einem Ueberschwang mütterlicher Sorgfalt und Fürsorge ihr Einziges und Letztes, ein kaum erwachsenes Mädchen, eine Rosenknospe, um deren Zartheit einem bange war, je dicker die Nebelschwaden vom Tiefland heraufstuteten und je wilder im Winter die Glocken wirbelten.

Wer etwa meint, mit dieser vielgeprüften Nachbarin seien jeweils nichts als Ernst und Wehmut zur Stube hereingekommen, der ist auf falscher Fährte. Nichts als Güte und Freundlichkeit war diese Frau. Immer darauf bedacht, sich um das zu sorgen, was anderer Menschen Herz bewegte. Redete sie über das Alltäglichste, so tat sie es so, daß die Dinge des Alltags und des Kleinlebens gleichsam den Werktagstaub von ihren Kleidern schüttelten. Was immer aber als Urteil aus ihrem Innern kam, das trug alles den Stempel einer Seele, die mild und still geworden war unter viel

Kreuz und Herzeleid. Und das Schönste: Sie konnte lachen, herzerfreudend lachen trotz allem Schweren, das ihr auf der Seele lag. Nicht mit lauter, den ganzen Raum erfüllenden Stimme, wie etwa der Hauptmann oder der Schullehrer, wenn sie einmal recht bei guter Verfassung waren, aber mit Augen voll Sonne und Wonne. An sie mußte ich denken, als ich später einmal irgendwo dem Wort eines Weisen begegnet bin: „Der Witz lacht, daß ihm die Tränen über die Wangen laufen, der Humor kann lächeln unter Tränen.“

In meiner gastlichen Stube hatten beide Zeit und Stunde, Humor und Witz. Und für beides will ich in der Erinnerung dem Geber aller guten Gaben danken.

Einer meiner liebsten Abendgäste war mein, vierteljährlich mit dem Quartalzapfen erscheinender Brotvater, der Kirchenpfleger. Er kam jeweils nach getaner Tagesarbeit, frisch rasiert und sonntäglich gefleidet. Dabei sah man ihm an, daß er sich als Freudebringer fühlte und sein Tun bei Leib und Leben nicht rein geschäftlich verstanden wissen wollte. So nahm ich ihn denn, guter alter Sitte huldigend, auch nicht auf, als ob er nur gekommen wäre, ein Geldgeschäft zu absolvieren. Ich setzte ihn in meiner Stube an den Ehrenplatz, und meine Frau erquiekte ihn mit Speis und Trank, wie wenn er eben als Gevatter gewonnen worden wäre. Hatte er das fällige Sümmlein, den Ertrag von allerlei Lichtmeß-, Jakobi- und Martinizinschen in Form von Silberlingen auf den Tisch gelegt und war der Empfangsschein feierlich unterzeichnet, so funkelte auf dem Tisch der Rote, und das erste Zusammenklingen der Gläser tönte mir in den Ohren wie das Ausläuten einer mageren Zeit, in der scharfes Ausrechnen und Einteilen Trumpf gewesen war. Durch das zweite Anstoßen aber ging ein seßliches Klingen, und das tönte wie ein Begrüßungschor, gewidmet nicht gerade sieben kommenden fetten Jahren, aber doch einem Trüpplein besserer Wochen, und im Herzen sang und kläng ein feierliches: „All Fehd hat nun ein Ende!“

Mein Großvater war bei alldem sehr guter Dinge. Als gewesener Sonderbundskrieger verlegte er sich gerne aufs Erzählen. In mehr als einem Gefecht hatte er mitgepülvert. Auch in manch lustige Episode war er mitverwirkt gewesen. Ja sogar einen Pfarrer hat er gemeinsam mit drei andern Schönengründler-Sonderbündlern im Felde für sein Heimatdorf ausfindig gemacht. Der Feldprediger war's. Die Soldaten vom Hamm-Dörflein haben ihn kennen gelernt und er sie, und weil sie einander wohl gefielen und die vom Schönengrunde grad einen Pfarrer brauchten, so wurden sie handelseinig, wozu am Ende der Dinge auch die Gemeinde ihren Segen gab. Bald nach dem Krieg ist er im Bergdorf eingezogen. „Schönholzer“ hat er geheißen, war von Schönholzersweilen, wurde Pfarrer in Schönengrund und war erst noch ein recht schöner Mann! So oft mein Pfleger diesen Witz erzählte, sperrte er unter schallendem Lachen seinen großen Mund auf, und der Knebelbart zitterte am wackelnden Unterkiefer, daß das Herz des Hörers auch mitwackeln mußte.

O, er war eine fröhliche Haut, mein Pfleger Hans Konrad — und ein hervorragender Praktiker war er obendrein. Einmal hat er mir einen alten Baum im Garten gefällt — aus lauter Gefälligkeit. Weil er aber so praktisch veranlagt war, nämlich der Hans Konrad, nicht der Baum, so kam

ihm der Gedanke, der am Boden liegende Stamm könnte ihm bessere Dienste tun als mir. Flugs lud er ihn auf einen Karren und führte ihn an meiner Scheune vorbei der seiningen zu. „Wohl behomm's!“ dachte ich, „es gehört dir auch etwas von wegen deiner Gefälligkeit!“ Ein paar Jahre später starb ihm seine zweite Ehefrau, und er hatte den Drang, ihr auch im Tode noch alle Ehre anzutun. Weil er so überaus flug und ständig war, ließ er ihr kein Denkmal aus Marmor oder Sandstein erstellen. Er entdeckte im Haus ein entbehrliches, schneeweiches Radhöflein, das die Form einer kannelierten korinthischen Säule hatte. Dieses Ding, weil es klein und in seinen Formen so edel gehalten war, wandelte er mit äußerst wenig Mitteln zum Grabstein um, und, wie auch die Welt, die es liebt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, den Kopf zu solchem Tun geschüttelt hat, Hans Conrad schritt hinweg über das Wort Goethes: „Es irrt der Mensch, solang er strebt“, und machte vielmehr ein Gesicht, als wäre ein anderer Goethespruch auf ihn — ja rein auf ihn gemünzt: „Ein guter Mensch, in seinem dunklen Orane, ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“

Später erlebte ich einen „Brotvater Nummero zwei“.

Auch er saß dann und wann als Guest an meinem Tisch und hat mir wohlgetan mit Wort und Spende. Nur einmal hat er mich eine magere Zeit durchmachen lassen, und das muß ich hier erzählen.

Das Quartal war abgelaufen und mein Gehältein fällig. Meine Barschaft im Schreibpult war nahezu auf Null. Wer beschreibt das Wonnegefühl, das der Unbruch des ersten Tages im neuen Vierteljahr für mich und mein Ehegemahl in seinem Gefolge führte. „Hurrah! — heut muß der Pfleger kommen!“... Flasche und Gläser standen schon bereit. Er kam nicht. Am zweiten, dritten, vierten wieder nicht. Da für kam nun für uns eine bitterböse, eine fleisch- und butterlose Zeit, eine Zeit mit immer dünneren Suppen und immer mehr Kaffee, eine Zeit mit immer leerer werdenden Büchsen und Schubladen, auch eine zigarren- und tabakarme Zeit, in der man nicht mehr kaufte, was man nicht



Fritz Traupelet, Bern: Bildnis meines Vaters.

(Kleijchee aus „O mein Heimatland“ 1922, Verlag Dr. Gustav Grunau, Berlin.)

brauchte und mit blühender Phantasie nur zusammendichtete, was man alles kaufen würde, wenn man's hätte! Da, am fünften Tag, begegnete mir auf dem Brücklein über dem Dorfbach der Heißhersehnte. Er lächelte mir von weitem zu und sagte: „Herr Pfarrer — der Lohn wäre fällig und Sie sollen ihn haben, sobald ich an ein Bord komme mit dem Heuen. O dieser verflixte Heuet! Kein Tag ohne Regen! Nichts kommt unter Dach und was draußen liegt, muß bald verfaulen! Weiß der Herrgott, da vergeht einem die Lust, zum Abendsitz zu kommen und zu tun, als ob man die Baßgeigen der Engel hörte! — Geduld! — Herr Pfarrer. — Sobald mein Heu herein ist, bring ich alles!“ Sprach's und bevor ich den Mut gefunden hatte, ihm meine Not zu klagen, war er schon verschwunden. Und nun kamen wir erst recht ins Kummern und Sorgen, meine Frau und ich. Den in der Urke Noah Eingespernten gleichend, schauten



Albert Nyffeler, Langenthal-Kippel: Kirchlein von Kippel.
(Selbstdarstellung aus „O mein Heimatland“ 1922, Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern.)

wir hilfesuchend ständig an den Himmel, ob er seine Schleusen nicht schließen wolle. Und sehnüchtig fragten wir die Sonne, so oft sie, wie zum Spott auf ein Augenblidlein ihr Strahlenhaupt durch ein Himmelsfensterlein streckte, ob sie denn nicht wisse, daß der Kirchenpfleger heuen wolle und daß unser Salarium fällig sei? Sie schien nichts zu wissen und es dauerte noch ganze vierzehn Tage, bis unsere Arche ihren Ararat gefunden hatte. Unsere Not wurde so groß, daß ich, eines Gleichnisses gedenkend, mich besann, ob ich nicht dem Beispiel des verlorenen Sohnes folgend, mich an einen Bürger des Landes hängen wolle, z. B. an den Hauptmann, der in der Bissitenstube einen währschaften Geldschrank hatte? Da kam auf einmal die Wende und der Wassersuppen und Mehlspeisen Ende. Eines Abends

stand der Pfleger in meiner Stube. Viele Gäste sind mir in meinen sieben guten Appenzeller-Jahren lieb gewesen. Doch lieber war mir keiner als er nach jenem langen Heuet. Als er mit mir anstieß, glänzte er förmlich, daß er das Heu nun doch hereingebracht, ich glänzte, weil ich die Zeit der Dürre ohne Schaden überstanden hatte, und der jungen Pfarrfrau Angeicht leuchtete, weil es ihr, ohne daß sie einen helfenden Propheten an der Seite gehabt hatte, gelungen war, gleich ihrer berühmten Altnfrau von Sarepta Wunder zu tun mit einer Handvoll Mehl und einem Tropfen Öl im Kruse.

Einmal war eine Zeit — ich weiß nicht mehr im wievielsten meiner sieben Appenzellerjahre es war — da kam in unsere Gegend ein gar seltsamer Mann hereingeschneit und der war ganz anders als wir andern Sterblichen, das plötzliche Auftauchen eines Negerkindes inmitten einer Schulstube voll blonder alemannischer Buben- und Mädchenköpfe hätte kaum mehr Aufsehen erregen können, als das Erscheinen dieses Mannes in unserem Dorfe. Er war aus dem Bayernlande, hatte trotz seines kleinen Kopfes ungeheure Schultern, Knochen und Hände, überragte auch die längsten in der Gegend, und — das Merkwürdigste von allem: er war ein Graf! Doch nein, das war das Merkwürdigste nicht. Seltamer als das was er war, war das was er tat. Hemdärmelig setzte er sich Tag für Tag in einer kleinen Fabrik, wo Sticker und Fädlerinnen um Taglohn schafften, an eine Maschine und lernte sticken. — Also Salonsticker? Nun ja — es muß so was gewesen sein. Kein Mensch wußte recht Bescheid. Nur soviel reimte man sich im Lauf der Zeit zusammen, daß er einen gräßlichen Namen, aber kein gräßliches Vermögen habe und von der Witte auf dienen, d. h. etwas lernen müsse, um es später als Geschäftsmann zu verwerten. „Poz Wetter! — Alle Achtung!“... sagte darum da und dort ein Verständiger, der solch tapferes Herabsteigen und Wagen zu würdigen wußte, griff nach dem Hut und — ging doch in weitem Bogen um den Grafen herum. Selbst im Wirtshaus blieb der seltsame Bayer ein einsamer Mann, denn er konnte nicht jassen und verstand unseren Dialekt nicht, was einmal ein Bäuer-

lein aus der Gegend zu der wehmütigen Bemerkung veranlaßte: „Er wär en scharmante Herr! Nu schad, daß er nöd hochdütsch verstohlt!“

Da kam mich denn ein menschliches' Rühren an und ich lud ihn eines Abends zu mir ein. Mit Freuden folgte er dem Ruf. Als ich ihn meiner noch recht mädchenhaft schüchternen Frau vorstelle, machte er eine so exquisit feine Verbeugung, wie ich ungehobelter Schweizer, trotz meiner akademischen Bildung und meines einstigen Auslandaufenthaltes sie nicht fertig gebracht hätte, selbst wenn mir tausend Dublonen versprochen worden wären. In Lauf der Unterhaltung nannte er meine Gattin „unauhörlich „gründige Frau“, was sie von einem Eröten ins andere führte. Und mir kam er so respektvoll entgegen, als ob ich nicht ein neugebaderes Pfarrerlein im hintersten Hinterland des Kantons Appenzell, sondern Superin' eit o e: Loprediger gewesen wäre. Je länger aber der Abend sich dauerte und je besser mein Gast meinem guten Roten trautete, desto natürlicher und zutraulicher wurde er, und bei jedem neuen Besuch verlor er in meinen Augen etwas von seiner gräßlichen, und ich in den seinen etwas von meiner priesterlichen Unnahbarkeit. Wir wurden leidlich gut Freund, und



Albin Schweri, Rimsen: Patenscheibe. (Glasgemälde, ausgeführt von Louis Halter, Bern)
(Klischee aus „D'mein Heimatland“ 1922, Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern.)

er erzählte mir unter vielen, wie er den Siebzigerkrieg als bayerischer Chevauxleger mitgemacht und in dem tagelang andauernden, blutigen Ringen bei Orleans zu den Reitern gehört habe, die ohne Pferd, mit nackten, wunden Füßen über die Stoppelfelder dem Feind entgegengelaufen und, zurückgetrieben, wieder angelaufen seien. Die große Bescheidenheit, mit der er von sich und seinen Leuten sprach, und die Ehre, die er in schlichten Worten den dort kämpfenden Franzosen und ihrem Feldherrn Chancy erwies, hat mir's angetan.

Der Leser soll nun aber nicht meinen, die gastlichen Abende in meinem Hause, deren Zahl übrigens aufs Jahr verteilt, bescheiden war, hätten sich nebeneinander ausgenommen wie lauter Sämalzblumen auf der Wiese. Zusammengestellt bildeten sie nach Form und Inhalt vielmehr einen bunten Strauß. Es waren Rosen drin und

Veilchen, da und dort sogar ein giftiges Hahnenfüßchen, ein Sauerämpferchen, ein ausgetrockneter Tanzzapfen, und Stechpalme und Distel durften auch nicht fehlen.

Soß mir am Tisch mein Kirchenoberster gegenüber und wir kamen auf den Überglauen, in welchem er bis über die Ohren steckte, zu reden, gab es sich dabei, daß ich an den von ihm erzählten Mirakeln zweifelte und Unsinn nannte, was für ihn voll tieffsten Sinnes war, dann war dem giftigen Hahnenfüßchen, der Distel und Stechpalme gerufen. Kam ein andermal Schwester Rosine, die fromme Kleinkinderlehrerin, mit ihrer Nonnenweiher-Haube auf einen Sprung in die Stube, zumal sie doch im Erdgeschoß des Hauses ihr Stübchen hatte, und war man im Handumdrehen über einer Frage der Religion, sie mit unerschütterlicher Bibelfestigkeit, die alles in der Schrift ganz wörtlich nahm, und ich als junges Theologlein mit wissenschaftlich-kritischem

Sinn, dann schlug sie als tapfere Gottesstreiterin unablässig mit ihrem langen Beigfinger auf den Tischrand und rief, immer heftiger werdend, auf gut bernesisch: „Verstöhn Si mi — verstöhn Si mi?“ Ich aber verstand nichts und richtete, statt der frommen Einfalt in Geduld und Liebe Rechnung zu tragen, mein Geschütz mit neuer Ladung auf die Gegnerin. Sie solchen Fällen schlich sich in den obenerwähnten Blumenstrauß die Sauerampfer ein.

Dass auch der Klatschmohn mitunter sein Plätzchen unter den Blumen bekam, gebe ich verschämt und mit Erröten zu. Wie hieß es doch in der Schulbibel, an der ich als sechsjähriges Büschchen im Toggenburger Heimatdorf herumbuchstabierte: „Der Pfarrer ist ein Mensch.“ O es menschelte auch „unter uns Pfarrerstöchtern“ so oft wir zu zwei oder drei unsere Füße unter dem gastlichen Tische hatten.

Soll ich auch noch erzählen von hohen geistlichen Herren, die zur Visitation erschienen, von der lustigen Bescherung, die uns etwa die Kriegsmanöver in unser Bergtal und in die Häuser brachten, von allerlei pfiffigen und zutäppischen Kollekteuren, die die Heerstraße vom Toggenburg nach St. Gallen frequentierten und dabei en passant die Pfarrhäuser „mitnahmen“, oder von ein paar Bettelgenies — z. B. von jenem kleinen Männchen, das stets einen langen, pastoralen Gehrock trug, unter buschigen Augenbrauen, die das Aussehen von pechschwarzen Schuhbürsten hatten, listig hereinlachte und für Geld sich mit auswendigelernten Predichten produzierte — oder von jenem Halbnarren, der mit riesiger Stimme sämtliche Glockengläute aller St. gallischen und appenzellischen Kirchtürme nachahmen konnte und aus dem Gedächtnis jedem Pfarrer zu sagen wußte, wann er gehoren sei, wann er geheiratet, über was für einen Text er beim Umtsantritt oder beim Verlassen einer Gemeinde gepredigt habe? — Nichts von diesen Dingen.

Mein fleißigster Abendgast war während zwei Jahren jener franke Draudgenosse, der aus der Fremde heimgelehrt, in seinem Bergdorf auf die Gesundheit gewartet hat. Bücher lesen durfte er nicht, schwere Arbeit verrichten auch nicht. An frischer Luft sich ergehen wäre ihm Lässig gewesen, doch das verstanden wiederum die Arbeitspharisäer seiner Heimat nicht. So warf er sich auf das, was ihm in der Zeit der Not das Liebste war: das Singen. Er hat's fleißig getan, allein und mit Begleitung, für sich und bei mir am alten Klaveximbelp — und ich behauptete, ohne dabei der „Niehe, die für alle wacht“, etwas wegnehmen zu wollen: das hat ihn gerettet!

Wie schwer ihm auch manchmal nach notgewungenem, kaltsem Herumsitzen zumute war, oft ist er erheitert und voll Neuhoffnung seines Wees weiter aeroßen, wenn er auf ein Stündchen bei Frau Musika eingefehrt und in dero frohmütiger Gaststube den guten Geistern von Mendelssohn und Schubert, Silcher, Abt und Schumann begegnet war.

„Hab einsam oft mich oehärmert
In bangem düsteren Mut —
Und habe wieder gefunken —
Und alles war wieder gut.“

Ich will dieses Kapitel nicht mit einer Predigt schließen. Das aber möchte ich doch sagen, daß mir die Erinnerung an einen, auch in großen Kummertagen allzeit singlustigen Freund schon an und für sich eine bedeutsame Predigt ist.

Der Spruchdichter hat doch durch die Jahrtausende Recht behalten mit seinem Wort: „Ein fröhlich Herz macht ein fröhlich Angesicht. Wem aber das Herz betümmt ist, dem sinket der Mut.“ Fröhlich sein heißt stark sein. Jene innere Freudigkeit, die lieber unter Tränen ein Liedlein anstimmt, als daß sie sich unterkriegen läßt, ist eine bergeversetzende, himmlische Gewalt, so gut wie der Glaube. Unser „Konrad Ferdinand“ mit seiner Neigung zur Melancholie hat's auch oftmals im Leben erfahren und drum so schön in Worte gesagt:

„Wie heißt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schwermut Beute?
Mit Reicher Rundgeläute?
Mit bittrem Spott? Mit frealem Scherz?
Nein, mit ein bishen Freude.
Wie sieht sich ein zertrümmert Kranz,
Den joch der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bishen Freude!“

Wie würde mein Freund, der sich damals gesund gesungen hat und der während seines späteren arbeitsreichen Lebens das Lied gleichsam als Röslein im Knopfloch des Werktagssrodes immer mitgetragen hat, bis an sein selig Ende — wie würde er lachen und sich sträuben, wollte ich dergleichen tun, als wäre er in jenen Tagen, da ich ihn oft als Gast in meinem Hause hatte, so etwas wie ein Engel gewesen. Und doch hilft ihm alles Lachen und Sichsträuben nichts, denn ich bleibe dabei: Si der tapferen wartenden Fröhlichkeit, die er damals an den Tag gelegt, lag etwas Großes, und ein ganz Kleinwenig ist auch durch ihn in meinem Hause das Wort des Hebräerbrieles Wahrheit geworden:

„Gastfrei zu sein vergesset nicht, denn dadurch haben eitle Engel beherberget, ohne daß sie es wußten.“

En alti verschüpfsti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne ebemalige Brunngässer. 6

I gueter Erinnerung isch mer no blye, wo mir Buebe albez bim Drötschgelehr Rohrbach uf em Bühnellinggs näbem Brunne hei chönne ga „Heuschtampfe.“ Wenn es Tueder Heu ch isch, so het üs d'r Vater oder si Suhn gwunke u de hei mer scho gwüst, was mer z'tue hei. Die Bühni isch nid grad bsunders höch gsi, deswäge hei mer d's Höu bim Abblade müeze schtampfe, damit d's nächscht Tueder wieder Platz het. Gwöhnlich het es vier bis sächs Buebe brucht derzue. Das isch albez es Gaudium gsi, so anderthalb bis zwö Schtund uf däm Heu ume z'trohle, bsunders im Schäpsummer oder im Herbst, wo hie und da en Depsel im Heu isch zum Vorschyn ch. We mer de ües Wärk volländet gha hei, si mer de zum Brunne, üsi ichtoulige Chöpf ga wäsche. Am liebschte hei mer gha, we d'r jung Rohrbach, d'r Tränghauptme, isch ume wäg gsi. Dä het d's Härz no am rächtige Flæk gha u het jedem geng es Füszgi gä, währed mir him Vater hei chönne froh si, wenn er es Zwängi us em rächtige Schleetäschli vüre knüblet het.

Ich hätte aber bald eine vergässe, d's bescht Hähneli im Chrättli, nämlich üse guet, alt Usrüfer, d'r Rueedi Schwägler vo d'r Matte. Schtellet ech es chly's mägers Mannli mit lange-n-Dugsbraue vor, i ne re Chappe mit schwärzglänzgem Schirm, fascht so groß wie nes Vorschär-medächli, e grüsliche Vatormörder bis a d'Ohre-n-ufe, drum ume en altväterisch Grawatte, e hällbrune Schwalbeschwanz mit Fäde fascht bis a Bode-n-abé, und es par Schlottenhose, die=n-er vermutlich eprisch vo me ne Götti g'erbt het.